

- (8) Dante, Göttliche Komödie, „Hölle“, 19. Gesang.
- (9) a. a. O., „Fegefeuer“, 32. und 33. Gesang.
- (10) Froom, The Prophetic Faith of our Fathers, IV, S. 1100.
- (11) Vgl. Pache, Ökumenisme, S. 173.
- (12) Kirche und Welt in ökumenischer Sicht. Bericht der Weltkirchenkonferenz von Oxford über Kirche, Volk und Staat. S. 65 f.
- (13) Vgl. Die erste Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (Die Unordnung der Welt und Gottes Heilsplan, Band 5), Genf 1948, S. 129.
- (14) Meeting of Central Committee, Buck Hill Falls, S. 85.
- (15) Vgl. Die erste Vollversammlung . . . , S. 69.
- (16) a. a. O., S. 168.
- (17) a. a. O., S. 267.
- (18) Vgl. a. a. O., S. 288.
- (19) Kittel, Theologisches Wörterbuch zum N. T., I, S. 514.
- (20) Martin Dibelius, Botschaft und Geschichte, II, S. 222.
- (21) Die Exegese, nach welcher der Ausdruck „Mutter der Hurerei“ in Off. 17,5 sich auf „die protestantischen Töchter“ der Mutter Kirche beziehen soll, beruht ebenfalls auf einem Mißverständnis; denn der Ausdruck ist rabbinisch und bedeutet so viel wie „Hure schlechthin“, genau so wie „Vater der Lüge“ (Joh. 8, 44) „Erlzügner“ bedeutet (s. Kittel, a. a. O., Seite 512).
- (22) Leviathan, II, S. 47. Siehe Toynbee, VII, S. 696 ff.
- (23) Paul Minear, Christian Hope and the Second Coming, S. 156.
- (24) George Adam Smith, The Book of Isaiah, S. 200.
- (25) Church Times, 25. Oktober 1957.

NICHT UNSERE, SONDERN CHRISTI MISSION

Zum Problem der ökumenischen Diakonie
und der gemeinsamen Missionsaufgabe der Kirchen

VON JOCHEN MARGULL

I.

Die Diskussionen auf der Weltmissionskonferenz von Ghana, aus deren Erklärung der Titel dieses Aufsatzes stammt, haben gezeigt, daß die Krise im Verhältnis der Kirchen in Asien und Afrika zu den Missionsgesellschaften in Europa und den missionarischen Institutionen in Nordamerika nicht nur nach wie vor anhält, sondern in besonderer Weise virulent geworden ist. Es hat sich gezeigt, daß die auf der Weltmissionskonferenz von Whitby 1947 gefundene Formel „Partnerschaft im Gehorsam“ an vielen Stellen keine Lösung der Krise gewirkt hat. Die Formel war damals primär eine Aufforderung an die Missionsgesellschaften, die durch ihre Arbeit entstandenen Kirchen als Partner, d. h. als Gleichberechtigte in der missionarischen Verkündigung ernst zu nehmen. „Heute

stellt sich“, wie F. Raaflaub sagt, „die Frage, ob jene Kirchen . . die Mission und Missionare aus dem Westen (überhaupt) noch als Partner haben wollen.“

Wir versuchen, diese Krise zu beleuchten. Auf der 14. Studentischen Missionswoche, die kürzlich in Wuppertal stattfand, kam es zu einigen höchst aufschlußreichen Fragen seitens der zahlreich anwesenden Studenten aus Asien und Afrika. Christen der zweiten und dritten Generation, mit Bedacht nicht in England oder Holland, sondern in Deutschland studierend, von einer heißen Sehnsucht nach nationaler und kultureller Unabhängigkeit beseelt, in ihrem Stolz getroffen, in ihrer Hautfarbe unsicher, in ihrer Argumentation vom Protest gegen Kolonialismus und Imperialismus getragen, dennoch in liebenswürdiger Aufgeschlossenheit und auf der Suche nach dem Gemeinsamen im Glauben . . so also fragten sie: Wie könnt ihr überhaupt von Mission reden und damit die Mission in unseren Ländern meinen, wenn es nun nachgerade allen, die hier studieren, deutlich geworden ist, wie es bei euch selbst aussieht? Was würdet ihr sagen, wenn wir es für nötig halten sollten, Missionare zu euch zu senden? Welchen Begriff von unseren Kirchen habt ihr eigentlich, daß ihr uns noch immer den Verkehr mit Missionsgesellschaften zumutet, die nach einem Jahrhundert der Bevormundung nun gar nicht mehr anders können, als uns ad infinitum für unreif zu halten? Wißt ihr, daß für uns ein weißes Gesicht immer imperialistische Züge trägt? Könt ihr wenigstens annähernd verstehen, daß für viele von uns, die Kirche nichts weniger ist als eine andere, ja gefährlichere Form des Imperialismus? Wäre es nicht das Beste, ihr würdet die Mission überhaupt aufgeben? — Daß diese Fragen nicht vereinzelt dastehen, auch keineswegs studentischem Eifer zuzuschreiben sind, geht aus einem in der ökumenischen Diskussion wohl zu beachtenden Essay-Band hervor, der im vergangenen Jahr unter dem Titel „Revolution in Missions“ von B. Levai in Vellore/Südindien herausgegeben worden ist. Dieses Buch erschien zum gleichen Zeitpunkt als in Prapat/Indonesien die Ostasiatische Christliche Konferenz „als ein Organ kontinuierlicher Zusammenarbeit der Kirchen und Christenräte in Ostasien innerhalb des Rahmens des Internationalen Missionsrates und des Ökumenischen Rates der Kirchen“ gegründet wurde und wollte gerade dazu jene Forderungen anmelden, die auf Grund eingehender Analysen der Missionsarbeit vornehmlich in Indien gewonnen worden waren: kräftige Reduktion der Zahl westlicher Missionare, ja — was zwar nur in einem Beitrag ausgesprochen wird (S. 168 ff.), sich dem aufmerksamen Leser aber fast durchweg erschließt — Rückzug der weißen Missionare überhaupt, wenigstens aus einigen Gebieten, um den größten Anstoß zu beheben oder zu vermeiden. Dieser größte Anstoß liegt nicht allein im Bereich der tragischen Verklammerung der Missionsgeschichte mit der der Ausbreitung westlicher Macht und Zivilisation, gegen deren Nachwirkungen sich die ehemaligen Kolonialvölker in ihrem Streben nach Unabhängigkeit und Eigenständigkeit mit Recht aufbäumen, sondern auch im noch nicht befriedeten

Verhältnis zwischen manchen Missionaren und ihren einheimischen Brüdern wie vor allem in jeder höchst sensibel registrierten Einflußnahme der Missionsgesellschaften auf die missionarische Tätigkeit im Bereich einer nun selbständig gewordenen Kirche, auch wenn diese Einflußnahme von der missionarischen Aufgabe her bestimmt ist, die die betreffende Kirche im Augenblick nicht zu erkennen vermag. Es scheint, als würde in der Tat in bestimmten Momenten des Selbständigwerdens und in bestimmten avancierten Gruppen alles, was die eigene Kirche nicht aus sich selbst heraussetzt und auch aus sich selbst heraus gar nicht sein kann, nicht einmal nur als Einmischung, sondern geradezu als Aggression seitens jener verstanden, deren Überlegenheit man einmal bitter geschmeckt und deren faktische oder nur empfundene Überheblichkeit man nun lange genug erlitten hat. Eine der schmerzvollsten Nachrichten, die in den letzten Jahren aus Asien und Afrika zu uns gelangt ist, ist zweifelsohne die von der ersten Sünde, die in der großen Erweckungsbewegung in Ostafrika immer wieder hat bekannt werden müssen, nämlich die des Hasses gegen den weißen Mann.

Angesichts dieser ernsten Lage mußte sich die Frage erheben, ob dem Wunsch nach Rückzug der westlichen Missionare nicht stattgegeben werden muß. Man findet ein Ja zu dieser Frage an nicht wenigen Stellen, besonders dort, wo die Mission ohnehin theologisch nicht oder nicht recht verstanden wird. Aber auch der ehemalige Dozent am Seminar der Götter-Kirche in Indien, Günther Schultz, kommt in seiner jüngst erschienenen Schrift „Kein Platz mehr für Weiße. Das Dilemma der Mission“ (unterwegs 3, Berlin 1958) aufs Ganze gesehen zu diesem Schluß, der durch das präsentierte Material und die herangezogenen Äußerungen aus „Revolution in Missions“ zwingend erscheint. Sähe das „natürliche Ende der abendländischen Mission“ (Schultz) so aus, daß aus den Kirchen in Europa und Amerika, die gerade jetzt zu ihrer missionarischen Aufgabe zu erwachen beginnen, keine Missionare mehr nach Asien und Afrika gesandt werden können?

II.

Auf dem Hintergrund dieser Lage wird seit einigen Jahren die Ökumenische Diakonie als eine grundsätzliche und umfassende Lösung der Schwierigkeiten diskutiert, die mit der Mission (und vielleicht nur mit ihrem Namen) verbunden sind. Sie ist immer wieder in ihrem Verhältnis zur Mission Gegenstand ökumenischer Beratungen gewesen; der Verbindungsausschuß des Internationalen Missionsrates und des Ökumenischen Rates der Kirchen hat einen Unterausschuß „Zwischenkirchliche Hilfe und Mission“ gebildet; in Ghana beriet ein Ausschuß über das Verhältnis von Mission und zwischenkirchlicher Hilfe.

Die praktische Seite des Problems besteht darin, daß zu der finanziellen Hilfsquelle der Missionsgesellschaften eine zweite getreten ist, nämlich die der Kirchen, die der Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe und Flüchtlingsdienst im Ökume-

nischen Rat der Kirchen sicher noch zu geringe, aufs Ganze gesehen jedoch erhebliche Beträge für besondere Notlagen der Kirche zur Verfügung stellen. Auf der letzten Jahreskonferenz der Abteilung Anfang Juni 1958 in Bad Evian (Frankreich) wurde bekannt, daß die Abteilung augenblicklich mit 840 000 Dollar (ohne die Mittel für den Flüchtlingsdienst) arbeitet und sich gezwungen sieht, dieses Budget einschneidend zu vergrößern. In seinem Rechenschaftsbericht erklärte der Direktor der Abteilung, daß sich die Aufgabe der zwischenkirchlichen Hilfe immer mehr auch auf Afrika und Lateinamerika richten müsse. Die Tatsache, „daß die Kirchen der Welt sich umeinander kümmern und einander ohne Nebenabsichten unter die Arme greifen, einfach weil sie um das große Vorrecht und ihre Pflicht wissen, der Welt die Barmherzigkeit Jesu Christi zu verkündigen“, werde manches Mißtrauen gegen die Kirchen (und die Ökumenische Bewegung) beseitigen; die Kirchen selbst würden sich in der zwischenkirchlichen Hilfe einen Ausdruck ihrer Gemeinsamkeit schaffen und damit ihre ökumenische Verbundenheit praktizieren. In der Tat ist hier eine große, notwendige und bewunderungswürdige ökumenische Aufgabe erkannt und durchgeführt worden. Und man darf schon staunen und sich darüber freuen, wie nun nicht mehr allein die Kirchen Nordamerikas und des westlichen Europas an dieser Aufgabe mitwirken, sondern wie jüngst die Kirchen in Birma 50 Tonnen Reis für die in Not gekommenen Kirchen in Indonesien gesammelt haben, und wie die Kirchen in Vietnam darangehen, sich für das gleiche Projekt zur Verfügung zu stellen. Die Konferenz in Bad Evian stand unter dem Hauptthema „Zwischenkirchliche Hilfe als Ausdruck christlichen Gehorsams“.

Von grundsätzlicher Bedeutung für die Frage der Mission wird dieser Vorgang, wenn man ihn im Lichte jener Möglichkeiten sieht, die er über die materielle gegenseitige Hilfe der Kirchen hinaus hat. Die Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe und Flüchtlingsdienst vermittelt bereits seit geraumer Zeit den Einsatz bestimmter Spezialisten vor allem im Bereich der Kirchen in Asien und Afrika und hat erneut ermuntert, solche Kräfte, nach Möglichkeit auch als ökumenische Teams, den Kirchen zur Verfügung zu stellen, die sie anfordern. Diese arbeiten als „fraternal workers“ für eine bestimmte Zeit an Spezialaufgaben. „Fraternal workers“ will die Batak-Kirche in Sumatra auch jene Theologen genannt wissen, die ihr als Lehrer an der Nommensen-Universität zur Verfügung stehen und die anderwärts und früher schlicht Missionare hießen. Blickt man der Tatsache ins Auge, daß eine Fülle von Missionaren gegenwärtig nichts anderes tut als Dienst an den Kirchen, die durch sie selbst oder ihre Vorgänger Kirchen geworden sind, also nicht in der alten Pioniermission stehen, so darf man sich auch von seiten der Mission jenem Gedanken nähern, der unter den Vertretern der zwischenkirchlichen Hilfe — vielleicht besser: der Ökumenischen Diakonie — seit langem laut geworden ist: wäre es nicht möglich, ja geradezu geboten, auf dem Wege der Ökumenischen Diakonie die Kirchen in Asien und Afrika neben den Mitteln nun

auch mit den Kräften zu versorgen, die sie für ihre Kirchwerdung und für den Ausbau ihrer missionarischen Arbeit benötigen?! Könnte und müßte nicht, nachdem nun durch die Mission in jedem Land der Erde Kirche geworden ist und nachdem der zweite Schritt ihres ökumenischen Zusammenlebens getan wurde, der Missionar dem „fraternal worker“ Platz machen, nämlich jenem Mann, der nun nicht mehr aus der Kirche in die Nicht-Kirche, sondern in die andere Kirche gesendet wird, die als solche theologisch und faktisch ernst genommen werden muß?!

Die Vorzüge einer solchen Entwicklung sind keineswegs zu verkennen. Christian Berg kann in seinem Aufsatz „Äußere Mission und Ökumenische Diakonie“ (Jahrbuch Evangelischer Mission 1958) geltend machen, daß diese Beziehung zwischen den Kirchen „das Verhältnis irgendeiner Abhängigkeit“ beendet, weil sie gegenseitige Beziehung der Kirchen und nicht mehr Betreuung eines Missionsgebietes ist; in ihr wird der Selbständigkeit und Eigenständigkeit der Kirchen in Asien und Afrika vollauf Rechnung getragen, weil sie die für diese Kirchen „würdige Form“ ist, notwendige Hilfe zu empfangen; in ihr wird dem begegnet, was diese Kirchen brennend wollen: „Nicht eure ‚Äußere Mission‘, sondern eure ‚Diakonie‘ begehren bzw. erbitten wir.“ „Im Ausgleich der Liebe und der Hilfe laßt uns unsere Erfahrungen und Kräfte austauschen.“ Die Krise der Mission könnte damit gelöst werden. Träte also die Ökumenische Diakonie an die Stelle der Mission?

III.

Man wird sich, ehe man diesen Weg beschreitet, sehr ernsthaft überlegen müssen, welche Konsequenzen er einschließt. Fragt man, welchem Verständnis von oikumene der Begriff der Ökumenischen Diakonie unterliegt, so ergibt sich eine einfache Antwort: ökumenisch ist hier die Gemeinschaft der Kirchen wie sie sich im Ökumenischen Rat als ihrer großen Sammlungsbewegung darstellt. Diese Kirchen leisten sich untereinander eine notwendig gewordene und zu begrüßende Hilfe, indem eine begünstigte Kirche jener Hilfe darreicht, die in Not ist. Natürlich drängt diese Hilfe stellenweise über die unmittelbaren Glieder der empfangenden Kirche hinaus, ist aber mit dem Blick auf diese Kirche bereitgestellt worden. Was Berg als Ertrag der Ökumenischen Diakonie besonders zwischen den Kirchen Nordamerikas und denen Europas in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg verzeichnen kann, ist gleichzeitig ihr Charakteristikum: „Wer gibt, der empfängt! Über dem schlichten Dienst des Einander-Helfens sind uns eine solche Fülle geistlicher Erkenntnisse von Kirche zu Kirche zugeflossen, daß wir uns sehr viel nähergerückt sind und die gegenseitige Befruchtung der Christenheit über die Kontinente hinweg außerordentlich verheißungsvoll ist.“

Diese schöne Frucht der Ökumenischen Diakonie wird nun keineswegs darüber hinwegtäuschen dürfen, daß ihr Verständnis von oikumene um den wichtigsten Zug des biblischen Begriffs verkürzt ist. W. A. Visser't Hooft hat in seiner für das

Selbstverständnis der Ökumenischen Bewegung wichtigen Studie „Der Sinn des Wortes ‚Ökumenisch‘“ dargelegt, daß im biblischen Gebrauch des Wortes der geographische Sinn vorherrschend und ausschlaggebend ist: „Die Oikumene ist der Raum, in dem die Kirche lebt, und den sie in Anspruch nimmt für ihren Herrn . . .“. Primär ist mit oikumene also die Welt gemeint, der Erdkreis als der Schauplatz der großen Taten Gottes und ihrer Verkündigung. Ökumenisch kann also immer nur heißen, daß sich die in der Ökumene versammelnden Kirchen der Bezeugung Gottes in Jesus Christus an die oikumene als der geschaffenen, aber gegen Gott lebenden Welt zur Verfügung stellen und gerade daraus leben. Das aber bedeutet nicht allein Hilfe von Kirche zu Kirche, sondern eben Mission. Wird das in der Ökumenischen Diakonie beachtet?

Liest man den Aufsatz von Berg mit aller gebotenen Aufmerksamkeit, so erschrickt man, wie über dem Versuch, die Krise zwischen den Kirchen in Asien und Afrika und den missionarischen Institutionen des Westens zu lösen, das theologische Moment der Mission (und damit letztlich auch der Kirche) völlig übersehen wird. Gewiß wird Berg einwenden können, daß die Ökumenische Diakonie die Mission ja nicht hindern, sondern gerade dadurch fördern will, daß sie für sie nicht nur ein besseres kirchliches Klima (nicht allein in Asien und Afrika) schaffen, sondern eben auch den Kirchen in den nichtchristlichen Gebieten die Mittel zur Verfügung stellen möchte, die sie für die vor ihren Türen wartende Missionsarbeit benötigen. Schon recht. Ließe sich jedoch dadurch die Missionsaufgabe, die den Kirchen Europas und Amerikas ebenso gegeben ist wie den Kirchen in Asien und Afrika (eben weil sie alle Kirchen sind) erfüllen? Erfüllte eine Kirche sich selbst darin, daß sie finanzielle Mittel zur Verfügung stellt, mit denen andere dann arbeiten, daß sie „fraternal workers“ in eine andere Kirche abordnet, ohne Menschen aus ihren Reihen wirklich dorthin zu senden, wo die Welt wirklich Welt ist und sie mit ihrem Gebet an die Stelle zu begleiten, wo sie für ihre Kirche stellvertretend Heiden unter den Gehorsam des Glaubens rufen? Ist nicht das die Gefahr für die Kirche, daß sie es immer nur mit Kirche zu tun hat, statt sich selbst in der Welt zu wagen und darin immer wieder Kirche des Herrn der Welt zu werden?!

Wenn alles an der unmittelbaren Berührung der Kirchen mit der Welt, gerade auch der unsrigen durch ihre Missionare, liegt, dann nicht allein deshalb, weil nur in der engsten Zusammenarbeit in der missionarischen Verkündigung die Kirchen der Gefahr entgehen, sich national oder regional einzuschließen. Dieses Moment übersieht Schultz, wenn er die weißen Missionare zum Dienst in ihrer Heimatkirche zurückgerufen wissen will. Vielmehr ist diese aktive Berührung damit begründet, daß die Kirchen in ihr sich ihrer eschatologischen Existenz bewußt werden. Es ist das noch keineswegs hinreichend verarbeitete Ergebnis der Vollversammlung von Evanston, daß Kirche sein, heißt, als Leib des gekommenen Herrn Jesus Christus auf sein endliches Kommen hin verkündigend und dienend durch die Welt

zu schreiten. Die primäre Dimension der Welt ist immer die geographische. Sie wird an den Grenzen der Erde als solche erfaßt.

Diese Bewegung der Kirche zu den Enden der Erde ist die Mission. Wie sehr alles darauf ankommt, Mission nicht gleichzusetzen mit der Arbeit der Missionsgesellschaften und ihrer treuen Freunde, auch nicht mit der missionarischen Tätigkeit einzelner Kirchen in ihrer unmittelbaren Umgebung, und sie darin aufgehen zu lassen, ist in der theologischen Krise der Mission erkannt worden, die nach dem 1. Weltkrieg in der allgemeinen theologischen Selbstprüfung über sie kam. Der Satz der Konferenz von Ghana, daß die Mission nicht unsere ist, über die wir, wie auch immer, verfügen könnten, sondern die Mission Christi, ist die Frucht dieser Krise, während derer im übrigen die Einstellung der Missionsarbeit schon einmal gefordert worden ist. Dieser Satz muß mit der Feststellung von Evanston interpretiert werden, daß theologisch niemand anders als Jesus Christus der Missionar ist, der gekommen ist, seine Herrschaft in der ganzen Schöpfung Gottes auszurufen und der die Welt durchschreitet auf sein Wiederkommen hin. Mission ist damit das eschatologische Handeln Gottes an der Welt, unter dem Kirche ins Leben gerufen wird als Zeichen und Werkzeug des gekommenen und kommenden Reiches. Mission ist in diesem biblischen Verständnis also nicht Ausbreitung des Christentums, so wie es (vornehmlich im Westen) historisch Gestalt gewonnen hat und darin eine sehr komplexe, sich mit den Kirchen in Asien und Afrika reibende, gesellschaftliche Größe geworden ist; Mission ist auch nicht Ausbreitung der Kirchen, so wie sie in den konfessionellen und nationalen Gestalten als Resultat ihrer Geschichte vorgefunden werden; sie ist auch nicht sporadische Errettung des Einzelnen aus dem Verderben der Welt: sondern eben der Ruf zu Gott im gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus, der als das verheißene Ereignis der mit dem Messias gekommenen Endzeit über Israel hinaus an das Nicht-Volk geht, auf daß aus diesem Nicht-Volk Volk Gottes werde.

In dieser Bewegung steht die empirische Mission, wie wir sie kennen, als „Mitarbeiter in Seiner Mission“ (Ghana). Ist sie sich dessen bewußt, so wird sie gerade darin ihre Verfehlungen und ihre Mängel er- und bekennen. Darin ist bereits manches oder viel, jedoch noch nicht das heute Gebotene getan. Gesellschaftspartikularismus, Patriarchalismus, frommes Überlegenheitsgefühl, ungerechtfertigtes Erwählungsbewußtsein, schulmeisterlicher Starrsinn, unverständliche Selbstbehauptung — auf einige dieser bedauerlichen Züge weist Berg mit Recht hin — verursachen gewiß nicht alle, jedoch eine Zahl jener Momente, die heute in der Krise zwischen den Kirchen in Asien und Afrika und den Gesellschaften schmerzvoll in Erscheinung treten. Dennoch steht diese Mission stellvertretend für die Kirchen, die im „Jahrhundert der Mission“, als sie gerufen waren, diesem Ruf nicht nachkommen konnten. Sie trägt das Evangelium an die gemeinsame Front der Kirchen, die zu erkennen, sich ihr zu stellen, sich dort als Kirche zu erweisen, jener Ruf der Ge-

sellschaften nach hinten ist, nämlich an die Kirchen, die sich dieses Rufes nur zu leicht entzogen haben und es nun an manchen Stellen höchst plausibel finden, jenes Moment des Ökumenischen ins Feld zu führen, das sie vor der Passion der Mission bewahrt — und sie um das Ostern der Kirche kommen läßt.

Ökumenische Diakonie kann, wenn sie sich auch im primären Sinn von ökumenisch versteht, die große Aufgabe der Kirchen in der gemeinsamen, eben ökumenischen Mission in und an der Welt umschließen! Diakonie ist ein großes Wort, wenn es den Dienst des Menschensohnes und hierin den Dienst Seiner Brüder an denen meint, die in Blindheit aus Gott gegen Gott leben. Diakonie ist „rechte Jüngerschaft Jesu“ (Beyer), „Zeichen der Weltveränderung“ (Wagner), vielleicht das letzte, was stumm getan werden kann, wenn das Wort unterdrückt wird. Diakonie in diesem umfassenden Sinn darf die Mission subsummieren (Act. 6, 4), denn sie ist Dienst. Darin könnte ausgedrückt sein, daß das verkündigte Wort des Heilands nicht ist ohne das Zeichen seiner helfenden Hand. In der ökumenischen Diskussion steht dieser Gedanke hinter der Formel *martyria — diakonia — koinonia*. Darin könnte jene Bewegung geläutert und bereichert weitergehen und wachsen, deren Name durch unselige, teilweise selbst verschuldete Verwicklungen unansehnlich, ja vielerorts anstößig geworden ist, nämlich die Mission. An dieser Stelle und mit der theologischen Dimension der Mission im Auge, auf dem Boden der eschatologischen Aufgabe der Kirche hätte eine Diskussion einzusetzen, die äußerst fruchtbar werden kann. So aber, ökumenisch nur im Sinne von „zwischenkirchlich“ verstanden, bleibt die Ökumenische Diakonie gewissermaßen ekklesiologisch stecken und verfällt der Gefahr, die auf der 3. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung 1952 in Lund als die Gefahr der Kirchen erkannt wurde, die bei sich selbst bleiben wollen. Was sie an der Krise der Mission zu heilen in der Lage sein wird, ist nun das Problem der Beziehungen der Kirchen in Asien und Afrika mit den missionarischen Institutionen in Europa und Amerika, unter deren Dienst erstere entstanden und aus dem letztere mit Recht oder Unrecht nicht weichen können. Was ihr gelingt, wird aber zugleich Schaden sein: der Verlust des Herzbluts zuerst jener Kirchen, die ihre Mission nicht durch den Zeugen leisten können, durch den hindurch die Botschaft seiner Kirche in die Welt dringt; schließlich auch derer, die man bisher Missionskirchen nannte, weil zu befürchten steht, daß sie im Blick nach Innen, auf die Ökumene der Kirchen, die Menschen in der Welt vergessen und damit ihre Vollmacht einbüßen wird.

IV.

Der Weg zu einer Lösung der Krise wird nur über die Mission selbst führen, d. h. nur dort gefunden werden, wo durch alle Schwierigkeiten der kirchlichen Abhängigkeit, der Anwendung finanzieller Mittel, der Rasse, der Kultur, des Stolzes usw. hindurch die Aufgabe der Verkündigung des Wortes in dem Sinne weitergeht und aktiviert wird, in dem Mission überhaupt getrieben werden kann: als Teil-

habe an der Missio Dei. Kann das geglaubt werden, kann von hierher der Gehorsam wachsen, kann die Aufgabe gesehen werden als eine, bei der nun in der Tat keine Kirche fehlen darf, so wird getrost jene Stunde erwartet werden können, in der unter dem in der Verkündigung freimachenden Wort die gegenwärtig gefährdete Einheit der Zeugen da sein wird. Unter diesem Ausblick haben die Betrachtungen in Ghana gestanden. Der Diskussionsbericht zeichnet den Beginn dieses Weges wie folgt:

Ein für allemal wichtig, weil grundlegend, ist für die Kirchen in Asien und Afrika wie ebenso für sämtliche missionarischen Institutionen der Glaube und die Gewißheit, daß es sich bei den Missionen und der gesamten missionarischen Tätigkeit um nichts weniger als um die Mission Christi handelt, an der alle nicht nur teilhaben, sondern der sie darin auch alle, vornehmlich in ihren eigenen Interessen unterworfen sind. In der Erklärung der Konferenz heißt es: „Da es nicht unsere, sondern Christi Mission ist, so scheint jede Art Anspruch auf die alleinige Kontrolle eines Gebietes im Interesse einer kirchlichen Körperschaft, ob ‚alt‘ oder ‚jung‘, unvereinbar mit der Erkenntnis unserer gemeinsamen Berufung durch Christus als Seine Diener in der Mission.“ Die Demut im Dienst möge die Kraft sein, das Eigene als Geschenk für das Gemeinsame beizubringen.

Diese Demut wächst aus der Antwort auf die ganz offen gestellte Frage: „Kann die junge Kirche die alte Kirche mit all ihrem Stolz, all ihren Mängeln, ihrem Erbe und ihrer Schuld der Verquickung (mit Kolonialismus usw.) annehmen? Kann die alte die junge Kirche trotz ihrer Kleinheit, Schwachheit und ihrem Begehren der Unabhängigkeit annehmen? Annehmen heißt nicht Gleichförmigkeit, sondern gegenseitige Achtung des Eigenlebens des anderen.“ Und die Antwort ist vorbereitet in dem Bekenntnis eines Diskussionsberichtes: „Die zur Mission aufgerufene Kirche ist eine Gemeinschaft von Sündern, deren Sünden vergeben sind. Die Erkenntnis unserer gemeinsamen Vergebung ist die Basis unserer Partnerschaft im Gehorsam. Innerhalb dieser Beziehung sendet und empfängt jeder Zweig der Kirche.“ Die Konferenz hielt von hierher einen Neuanfang für möglich und nötig. Es ist ein Neuanfang aus der Vergebung, für die offen zu sein Voraussetzung für den gemeinsamen Weg ist.

Der Weg selbst wird „radikale Änderungen in den traditionellen Methoden und Haltungen in sich schließen“, die überall auf Grund der neuen Tatsachen in den Kirchen und beim Gegenüber der Botschaft grundsätzlich dieselben, im einzelnen verschieden sein werden. Dazu gehört ein Vorschlag noch engerer und eigentlicher ökumenischer Zusammenarbeit, der schon oft erwogen wurde und nun in ein helleres Licht tritt, nämlich der, eine ökumenische Planungsstelle zu schaffen, „zu deren Budget die Kirchen proportional zu ihrem Missionsvoranschlag beisteuern würden. Dieser Fonds würde eher ökumenisch als denominationell verwaltet. Das wäre nicht an Stelle von, sondern zusätzlich zum Missionsprogramm der Kirchen

gedacht, wäre wenigstens ein erster Schritt zur Verwirklichung der Weltmission der Kirche und würde ein Zeugnis darstellen zur Verpflichtung für dieses Ziel.“ In diesem Zusammenhang steht, was an der Weltmissionskonferenz von Ghana als Eindrücklichstes erscheinen wird und was die „Volljährigkeitserklärung“ der aus der neueren Mission hervorgegangenen Kirchen genannt wurde, nämlich die (hoffentlich durchgreifende) Abschaffung des Begriffes der „jungen Kirche“ und der Redewendungen „sendende“ und „empfangende“ Kirche, weil diese theologisch in dem Augenblick nicht mehr haltbar sind, in dem auch die Kirchen in Asien und Afrika trotz ihrer historisch anderen Lage nun wirklich Kirchen wurden, und in der gemeinsamen Missionsaufgabe der Kirchen in allen Kontinenten die Kirchen voneinander nehmen und sich gegenseitig geben: „Wir alle leben und arbeiten zusammen als Partner im Gehorsam Christus gegenüber.“ In diesem Ansatz liegt am ehesten die Möglichkeit, jenes gewichtige Moment in der Krise der Missionen zu überwinden, das man füglich Abhängigkeitskomplex nennen darf.

Damit sind Grundlinien gezeichnet, auf deren praktische Implikationen hier nicht weiter eingegangen werden kann. Wie schwer diese jedoch trotz der vorbildlichen Einmütigkeit der Konferenz außerhalb dieser, an den Stellen, wo es wirklich darauf ankommt, wiegen, hat die Konferenz nicht verkannt. Es ist in ihr klar zum Ausdruck gekommen, daß obwohl für fremde Missionare überall Platz wäre, „in gewissen Stellungen gewisse Kategorien von Missionaren nicht gebraucht und nicht willkommen sein würden“. „Für den Missionar heißt es, daß er willkommen sein wird, sofern er nicht zu dominieren wünscht und in seinen Beziehungen wirklich christlich sein will, auch wenn ihm nicht so viel Gelegenheit zu aktivem Dienst gegeben wird wie seinem Vorgänger. Er muß bereit sein, soweit es weise und möglich ist, eins zu werden mit der Kirche, zu der er geht, bereit auch für eine Zeit der Enttäuschungen, die Gott, wenn sie ihm dargelegt werden, zum Besten wenden kann. Für die Missionsgesellschaften heißt das, daß sie Leute auswählen müssen, die sich in diese spezielle Situation einfügen können. — Für die Kirchen, welche Missionare empfangen, heißt das, daß sie bereit sein müssen, die weitere Ausbildung des neuen Missionars zu übernehmen, ihn gut in die Sprache, Denkweise und das Leben des Volkes einzuführen, ihm ihre Kultur zu erschließen und mit ihm Wege zu suchen, wie er der Kirche am besten dienen kann.“ Sicher wird an diesem Punkt eine große Entscheidung fallen, entweder zum Wohl oder zum Wehe jener Arbeit, von der man den Eindruck gewinnen darf, daß sie durch das ökumenische Zusammensein der Christen, der Kirchen und Gesellschaften, gerade in der so unauffälligen Konferenz von Ghana, beginnt, neu und anders zu werden. Sicher ist diese unmittelbare Berührungsstelle des Missionars mit seinen in mancher Weise verletzten und doch auch wartenden Brüdern in Asien und Afrika der Ort, auf den sich die Gebete der Christen aller Kontinente des gemeinsamen Herrn und Seiner Mission wegen richten müssen.

Weil es im Handeln Gottes in Jesus Christus um die Welt geht, um Seine Herrschaft, um die Sammlung des Volkes Gottes auf das Ende der Welt zu, findet das Wort Antwort in der Welt. Das Wort braucht allemal den Zeugen. Von Professor Baeta wird berichtet, daß er in den Tagen von Ghana sagte: „Es geht uns hier wie dem Blindgeborenen, zu dem die Pharisäer sagten, daß Jesus, der ihn geheilt habe, ein Sünder sei. Daraufhin habe der Blindgeborene geantwortet: ‚Ich weiß nur eines, daß ich blind war, und daß ich jetzt sehen kann.‘ So geht es auch uns. Man wirft den Missionaren auf dem Missionsfeld allerlei Dinge vor. Die können wir nicht beurteilen. Wir wissen nur eins: wir waren blind und wir sind durch ihren Dienst sehend geworden.“

DOKUMENTE UND BERICHTE

DAS KOMMUNIQUE ÜBER DIE ÖKUMENISCHE KONFERENZ IN UTRECHT

Nach Abschluß der dreitägigen Konferenz zwischen führenden Persönlichkeiten des Ökumenischen Rates der Kirchen und Vertretern der orthodoxen Kirche Rußlands in Utrecht gaben die Gesprächspartner am 9. August folgendes Kommu-
nique heraus:

„1. Wir sind Gott dafür dankbar, daß nach einer langen Vorbereitungszeit eine Zusammenkunft zwischen Delegierten der Heiligen Orthodoxen Kirche Rußlands und des Ökumenischen Rates der Kirchen stattgefunden hat. An dem Treffen nahmen folgende Persönlichkeiten teil: Von seiten des Moskauer Patriarchats Metropolit Nikolaus von Krutitsky und Kolomna, Erzbischof Michael von Smolensk und Alexander Buevsky. Von seiten des Ökumenischen Rates Dr. Franklin C. Fry, Metropolit Jakobus von Melita und Dr. Visser 't Hooft.

Diese erste Begegnung verfolgte naturgemäß zunächst den Zweck, besser miteinander bekannt zu werden. Diesem Ziele diente der Austausch von Informationen und die Klärung unserer beiderseitigen Positionen. So erreichten wir größeres Verständnis füreinander.

2. Unsere Bruderschaft in Christus war es, die unsere Begegnung möglich machte, und auf dieser Grundlage haben wir miteinander offen über das wirkliche Wesen und die Ziele der Kirchen gesprochen, die wir vertreten.

3. Wir erkannten, daß wir gemeinsamen Anteil haben an den Bemühungen um die Einheit der Christen und um die Sichtbarmachung ihrer Einheit im Leben der Kirchen. Die Delegierten der Heiligen Orthodoxen Kirche Rußlands erklärten, wie ihre Kirche für die Wiedervereinigung aller Christen betet und arbeitet. Die Abgesandten des Ökumenischen Rates der Kirchen legten dar, wie der Ökumenische Rat die kirchliche Einheit zu fördern trachtet, und zwar sowohl durch die theologische Arbeit der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung als auch durch viele andere Mittel, derer sich die Christen auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens bedienen.